

des Heiligen Geistes, der menschlichen Sehnsucht und auch der Offenheit für das Gebet. „*Vorgegebenheit als Gnadenerfahrung*“ in der Schöpfung, der Bundesgeschichte, der Liebe, der Liturgie und der „Gabe“ erörtert *Ottmar Fuchs*.

Der letzte Abschnitt, „*Perspektiven der Hoffnung*“, ist der Eschatologie gewidmet. In „*Die doppelte Gabe der Verwandlung*“ behandelt *Carsten Lotz* die „*Radikalisierung eschatologischer Rede im Anschluss an Josef Wohlmuth*“ und vergleicht die Diachronie der Zeit bei Lévinas, Derrida und Ratzinger. Diese hebt sich ab vom „synchrone Zeitverständnis“ der Eschatologie nach Rahner und Wolfhart Pannenberg. Ein paradigmatischer Neuansatz in der Eschatologie kommt durch die „unverhoffte Gabe der Verwandlung“ (Wohlmuth), die das Theorem von der „Auferstehung im Tod“ weiterzuführen vermag. Auch hier münden die Überlegungen in den „Gabe-Diskurs“, vor allem bei *Jean-Luc Marion* („Étant donné“).

Von Wolfgang Hildesheimer und Jean Améry ausgehend, befasst sich *Lydia Koelle* mit Fragen von Gericht und Vergebung besonders angesichts des Holocaust und in Anlehnung an Walter Benjamin in „*Ein eschatologisches Passagenwerk – diesseits und jenseits von Schuld und Sühne*“. Dabei wird neben Wohlmuths „*Mysterium der Verwandlung*“ auch auf die „Höllenlehre“ von Hans Urs von Balthasar Bezug genommen. *Thomas Fornet-Ponse* beschließt den Band mit dem Verweis auf „Die gemeinsame eschatologische Hoffnung als Begründung und Ziel des *jüdisch-christlichen Dialogs*“.

Stefan Hartmann, Oberhaid

Ivan Ivanji, **Mein schönes Leben in der Hölle**. Roman. Picus Verlag, Wien 2014. 294 Seiten.

Ivan Ivanji, am 24. Januar 1929 in Zrenjanin (Vojvodina/Serbien) als Sohn einer jüdischen Ärztesfamilie geboren, hat mittlerweile ein umfangreiches literarisches Werk publiziert, und trotzdem zählt er immer noch zu den weitgehend unbekannten Schriftstellern. Ivanji wuchs dreisprachig auf (Ungarisch, Deutsch und Serbisch). Nach seiner Verhaftung 1944 in Novi Sad verbrachte Ivan Ivanji mehr als ein Jahr in Konzentrationslagern, erst im KZ Auschwitz und später in Buchenwald.

Nun hat der Autor eine Bilanz seines Lebens als Roman vorgelegt. Der Titel „Mein schönes Leben in der Hölle“ klingt wie zwei gegensätzliche Aussagen: *Mein schönes Leben*, und: *in der Hölle*. Zwei Seiten eines Lebens, eigentlich unvereinbar. Aber warum nennt er sein Buch einen Roman? Ist es nicht in Wirklichkeit eine Autobiografie? Die Antwort gibt Ivanji selbst:

„Ich kann alles für einen Roman erfinden, aber die Wahrheit finden [...], was wirklich wahr war, gewesen ist [...], das gelingt mir nicht.“

Und so fantasiert er, wenn er nicht weiterweiß, schmückt aus, wo er sich nicht an Details erinnert, lässt der Fantasie freien Lauf, wenn nichts Belegbares vorliegt und kein Dokument zur Hand ist. Daher die Bezeichnung *Roman*. Und wie Max Frisch fragt sich Ivan Ivanji dann zaghaft und verzweifelt, ob es irgendwo dort draußen in der Fremde Gleichgesinnte gibt.

„Ich bin so unsicher, ob jemand, und wenn, dann wer, wann, wo, ähnlich denkt wie ich, ähnlich fühlt und zittert und manchmal in sich hineinlächelt, oder ob ich mit meinen Sprüchen und Gedanken allein, ganz allein auf dieser unverständlichen, für mich einzigen Welt bin.“

In drei seiner Bücher befasst sich Ivanji mit seinem Überleben im KZ: In „*Schattenspringen*“ (1993) erlebt er als 16-jähriger Häftling im KZ Buchenwald die Befreiung als stummer Beobachter. „*Die andere Seite der Ewigkeit*“ (1994) trägt den Untertitel „*Zwanzig Geschichten vom Tod*“ (vgl. FrRu NF 2 [1995] 131 f.); „*Der Aschenmensch von Buchenwald*“ (1999) ist eine Komposition von erzählerischen Berichten, von autobiografischen und authentischen Ereignissen und von fiktiven Elementen.

In seinem neuen Roman versammelt Ivanji noch einmal Erinnerungen und Gedanken. Immer wieder stellt er Fragen und gibt Antworten, die wieder neue Fragen aufwerfen. Es sind die suchenden Schritte eines Zweiflers, der Bericht eines Davongekommenen. Ivanjis Spurensuche nimmt zunehmend gefangen, auch deshalb, weil der Autor so ehrlich zweifelnd daherkommt, so fragend und verwerfend, so nüchtern und kühl und manches Mal ironisch, zunehmend flüssiger, selbstverständlicher erzählend. Der anfangs etwas weitschweifige Erzählstil verliert sich und weicht einer konzentrierten und immer wieder überraschenden Montage. Der Autor spielt mit verschiedenen Ebenen, fügt eine Erzählung ein, dann ein Feuilleton, ergänzt im nächsten Moment mit Tatsachen. Mal schlägt die Fantasie die Wirklichkeit, dann

holt die Wirklichkeit die Fantasie ein, denn, so sagt er: „Das Leben, zumindest mein Leben, ist öfter fantastisch als realistisch gewesen.“

Nachdem er von einem Abendessen mit Jorge Semprún und Stéphane Hessel berichtet hat, zählt Ivanji die Höhepunkte seines Lebens auf:

„Mit diesen beiden zusammen essen und trinken war genauso ein Punkt in meinem Leben wie in Hitlers Schlafzimmer zu übernachten, mit Tito zusammenzuarbeiten, mit Günter Grass befreundet zu sein, eine Balletttänzerin als Frau zu haben, und meine Familie [...]. Es hat sich gelohnt, im KZ am Leben zu bleiben.“

Auf den letzten fünfzig Seiten dreht sich Ivanji etwas im Kreise, lässt sich zu allerlei Wiederholungen hinreißen, als ob er fürchtete, zu einem Abschluss kommen zu müssen. Mancher Leser reagiert auf diese Passagen vielleicht ungeduldig und unwillig. Aber dann berichtet er noch von späten Streifzügen durch seine Geburtsstadt, kommt über Seiten hin auf einen letzten Brief seines ermordeten Vaters vom Mai 1941 zu sprechen und zitiert daraus, bringt das Vermächtnis seines Vaters zur Sprache und schreibt:

„Manchmal glaube ich, dass ich versuche, an seiner statt zu erzählen. [...] Ich hoffe, es war nicht ganz schlecht. Ich habe mich bemüht.“

Ivan Ivanji hat ein vielschichtiges Buch geschrieben, eine eigenwillige Geschichte, mit immer wieder überraschenden Seiten. Es ist eine Art Lebensbilanz und, mit Blick auf seine Kinder und Enkelkinder, auch so etwas wie ein Testament, obwohl Ivanji seinen Text nicht als Abschiedsbrief verstanden wissen will, sondern – mit einem Zitat von Kurt Tucholsky – als „Gruß nach vorn“.

Stefan Berkholz, Berlin

Jona Kirchner, **Die Summe der Eins ist Dreizehn. Eine Einführung in die Symbolik der Hebräischen Bibel.** GRIN Verlag, München 2014. 208 Seiten.

Die Hebräische Bibel ist mehr als nur ihre einfachen Wörter, aneinandergereiht, um Sätze, Absätze und Kapitel zu bilden und schließlich in drei Bücher zu münden. Das erste dieser drei Bücher, die Tora, ist jener Text, mit dem (Katrin) Jona Kirchner sich in ihrem informativen Buch eingehend beschäftigt. Nur Fundamentalisten lesen die Bibel auf lediglich einer Ebene.